# „Wanderungen im N. Y. Zoo."

Schneeeule. Virginischer Uhu.

## Eulen.

Man hat sich im Laufe der Zeiten so recht daran gewöhnt, die Eulen als „Nachtraubvögel" im Gegensatze zu den übrigen „Tagraubvögeln" zu stellen, daß es schwer verständlich ist, wenn die neuere Forschung erwiesen hat, daß sie verwandtschaftlich durchaus nichts mit den letzteren zu thun haben, sondern ihre nächsten Verwandten in den Raken, und in erster Linie in den Nachtschwalben, haben. Auf die Fragen, so interessant sie auch sind, hier näher einzugehen, verbietet mir der Raum, begnügen wir uns daher mit der Thatsache.

Alle Eulen sind licht- und menschenscheue Geschöpfe. In Wäldern, altem Gemäuer und in Felslöchern sitzend, verbringen sie die Stunden der Helligkeit im Schlafe, aber wenn die Dämmerung sich über die Landschaft ausbreitet, der Mond sein geborgtes Licht über die Erde schüttet, dann ziehen sie auf Raub aus. Vorwiegend besteht ihre Nahrung aus kleinen Säugethieren, aus Mäusen und Spitzmäusen, aus Ratten usw., daneben werden Vögel und Käfer verzehrt. Die kleineren Arten halten sich bei ihrer Jagd mehr an Insekten, die größeren schlagen Wirbelthiere. Gesicht und Gehör sind gleich gut bei diesen Nachträubern ausgebildet, aber auch im hellen Mittagsonnenschein sieht die Eule ebenso gut, wie z. B. die Katze, aber das Eulenauge ist sehr empfindlich gegen das Tageslicht. Das Thier verschließt in ihm das Auge bis zur Hälfte und weiter, wendet sich auch vom Lichte ganz ab. Die bei den Eulen sehr große Ohröffnung ist in den meisten Fällen mit einem lappenförmigen Deckel versehen, der starre Federn trägt, und diese Einrichtung bedingt ein sehr scharfes Gehör bei den Thieren. Das leiseste Geräusch, das ein schlafender Vogel durch Zucken im Schlafe macht, kommt den Eulen während ihres lautlosen Vorüberfluges zum Bewußtsein, und das in der Dunkelheit, beim schwachen Licht der Sterne scharf sehende Auge erspäht dann leicht die Beute. Es ist nicht in erster Linie das Auge, welches die Eulen bei ihrem Räuberhandwerk leitet, sondern das so fein abgestufte Gehör, welches ihnen die Beute verräth.

In der allgemeinen Gunst des Menschen stehen die Eulen nicht. Ihr sonderbarer Gesichtsausdruck, ihr nächtliches Wesen und ihre unheimliche Stimme tragen hieran die Hauptschuld. In der Nacht giebt es auch wohl nur wenig schauerlichere Laute, wie das Geheul der Eulen. Meist aus tiefer Brust hervorgezogen und immer stärker anschwellend — wie pfeifendes Hu! Hu! — stimmt es sich auch zum zischenden Fauchen oder zum Röcheln herab, das selbst den Kundigen oft täuscht und langgezogen und oft wiederholt durch die Stille der Nacht zieht. Andererseits sind wieder wüthendes Knappen oder Klappern mit dem spitzen, gebogenen Schnabel und heiseres Fauchen der Ausdruck ihrer inneren Stimmung.

Den Tagvögeln sind die Eulen verhaßt. Sowie eine Eule sich am Tage bemerkbar macht, wird der ganze Wald rege. Wie sinnlos gebärden sich die Tagraubvögel, ein Vogel ruft den anderen herbei, Meisen, Finken und wie das Kleingeflügel alles heißt, umgiebt mit Schimpfen und Schelten den Nachträuber, als wollten sich alle an ihn wegen der ihnen von seiner Seite in der Dunkelheit zugefügten Angriffe rächen. Aber thatsächlich „handgreiflich" werden nur die stärkeren Tagvögel, das Kleingeflügel begnügt sich damit, möglichst viel und lauten Radau zu machen. —

Während die Eulen sonst ein unscheinbares Gefieder tragen, ist die nordische Schneeeule in ihrem weiß und schwarz gefleckten Federkleide ein hübsches Thier. Am häufigsten wird sie in der Tundra angetroffen, wo sie den Lemming, ihr bevorzugtes Nahrungsthier, eifrig nachstellt. Hier oben im Norden, wo der lange Sommertag keine Nachtthiere schaffen kann, wo auch keine reinen, ausgesprochenen Tagthiere vorkommen, jagt die Schneeeule auch während der Tagesstunden. Im Sommer sucht sie die nordischen Gebirge auf, im Winter streicht sie tiefer, hält sich aber immer fern von dem Menschen und seinen Ansiedlungen. Ganz anders lebt der zu den Ohreulen gehörende Uhu (Bubo), der in etwa zwölf verschiedenen Arten über die alte und neue Welt verbreitet ist. Er giebt seinen Schlafplatz erst auf, wenn die Nacht vollkommen hereingebrochen ist. Es ist ein wilder, ungestümer Geselle, dessen eigentlichen Wohnplätze die rauhen Gebirgswaldungen mit ihren schroffen Hängen und Felsgeklüften sind. Tief und schauerlich klingt in den Nachtstunden sein Schrei durch die Bergwildnis. Bald hohl, bald gedämpfter ist sein „Puhu — puhu — puhu!" oft mit einem jauchzenden „Hu!" untermischt, von schnaubendem Schnabelklappen begleitet, und tönt im April, zur Paarungszeit, am wildesten. Und an dieses schauerliche Nachtkonzert knüpften sich die Sagen von Hexentänzen, vom wilden Jäger usw., mit welchem die Phantasie in den Nachtstunden die düstere Bergeinsamkeit bevölkerte.

Dr. E. Bade.

## Kulturaffenthum.

Von **Ernst von Wolzogen.**

(Copyright Ueber Land und Meer, 1914.)

Wer nach längerer Abwesenheit von irgendwo im Auslande nach seinem deutschen Vaterlande zurückkehrt, der freut sich zunächst einmal der musterhaften Ordnung, die allenthalben herrscht. Und wer draußen vielleicht in das allgemeine Gelächter über die deutsche Disziplin, die Schneidigkeit des Beamtenthums, den eifrigen Gehorsam des „Unterthanen", die obrigkeitliche Bevormundung erwachsener Menschen und andere in die Augen springende Erscheinungen eines Militärstaates verlegen mit eingestimmt oder vielleicht gar grimmig geschimpft hat, der leistet innerlich Abbitte, sobald er wieder die Segnungen dieser Ordnung und tiefgewurzelten Disziplin am eigenen Leibe angenehm verspürt. Aber es wird ihm auch auffallen, daß eine andere deutsche Eigenthümlichkeit, die gleichfalls den Spott des Ausländers von jeher herausforderte, merklich im Schwinden begriffen sei, nämlich der deutsche Individualismus, wie er sich in der äußeren Erscheinung ausdrückt. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zeichnete sich der Deutsche vor schier allen kultivirten Völkern der Erde dadurch aus, daß jeder seinen besonderen Bart, Haarschnitt, Hut, Stiefel und Anzug trug. Dieselben Deutschen, die von allen Völkern der Erde die höchste Ehrfurcht vor der Uniform haben, zeigten als Civilisten die stärkste Abneigung gegen einheitliche Kleidung, während umgekehrt die Engländer, welche die Uniform so sehr verachten, daß selbst ihre Offiziere sie nur im Dienst tragen, von jeher die Gleichartigkeit in der Kleidung erstrebten. Der Regenschirm und der karirte Cheviotanzug machten in der ganzen Welt den Engländer kenntlich, wie der blanke Zylinder und das rothe Bändchen im Knopfloch den Franzosen, der weiche Filzhut und die Pelerine den Italiener, Fes und Gehrock den Türken und so fort. Bei den Deutschen hingegen herrschte das Chaos in der äußeren Aufmachung. Die Mode machte sich nur wenig bemerklich, und nur der Beruf und der gesellschaftliche Rang zeigten einige Neigung zur Gleichförmigkeit in der äußeren Erscheinung. Die internationale Mode wurde eigentlich nur von reichen Stutzern mitgemacht; das höhere Beamtenthum legte seine konservative Gesinnung auch darin an den Tag, daß es die Mode von vorgestern bevorzugte. Die Künstler blieben ihrem alten Vorrecht auf Schlapphüte, lange Haare, Sammtjacken und flatternde Halsbinden treu, der Lehrstand bewies seinen weltabgewandten Idealismus durch hartnäckiges Weitertragen von Schaftstiefeln und anderen längst überwundenen Ausrüstungs-Gegenständen sowie durch unmögliche Zusammenstellungen von durchaus verschiedenen Zwecken angemessenen Kleidungsstücken. Wer beispielsweise mit in die Stiefelschäfte gesteckten Sommerhosen und altem Bratenrock in den Bergen herumstieg oder an heißen Sommertagen auf der Straße in schwarzen Tuchbeinkleidern und Lüsterjäckchen erschien, der mußte unbedingt ein Oberlehrer sein, während der Kaufmann zu allen Tageszeiten im Schwalbenschwanz und steifen Hütchen, der Beamte selten anders als in schwarzer Halsbinde und Gehrock zu sehen war und der junge Offizier überhaupt nur einen Zivilanzug zu Reisezwecken besaß. Auch an der Barttracht, in der sonst der deutsche Individualismus die wildesten Orgien feierte, machte sich immerhin ein gewisses Selbstbewußtsein geltend, wenigstens wurde die ausdrucksvolle Maurerkrause nur beim ehrsamen Handwerk, die englischen Koteletten nur bei Diplomaten und Oberkellnern, die ausrasirte Oberlippe nur bei Leuten, die mit dem Seewesen zu thun hatten, und der Kaiser-Wilhelms-Bart vorzugsweise von alten Soldaten und Beamten getragen. Individuell zu erscheinen galt als das schöne Vorrecht des deutschen Mannes, und auch die deutsche Frau, die sich im Bewußtsein ihrer Schwäche weniger den Geboten der Mode zu entziehen wagte, folgte ihr doch bedächtiger als ihre romanischen, slawischen und anglogermanischen Geschlechtsgenossinnen.

Das zwanzigste Jahrhundert hat auch mit diesem Rest deutscher Eigenart gründlich aufzuräumen begonnen — oder müßten wir die Wandlung so deuten, daß das alte deutsche Erblaster der Nachäfferei alles Ausländischen wieder üppiger in's Kraut geschossen sei? Hat am Ende der durch den Kriegsruhm von 1870/71 frisch entfachte Nationalstolz nur dreißig Jahre vorgehalten? Thatsache ist jedenfalls, daß man heute das abscheuliche englische Nasenbürstchen und die amerikanische Gesichtsglätte auch schon bei der Ueberzahl jener Deutschen findet, die zu den höheren Ständen gerechnet werden wollen. Zahlreiche Biedermänner, denen ein krauser Vollbart oder ein flotter Schnurrbart prächtig zu Gesicht stand, haben sich muthwillig entstellt, nur um nicht für altmodisch und rückständig zu gelten, und wer es so weit zu Vermögen gebracht hat, daß seine Mittel ihm erlauben, auf Reisen in Hotels erster Klasse abzusteigen und weitere Seefahrten in der ersten Kajüte zu unternehmen, der pflegt die englisch-amerikanische Sitte heimzubringen, von sechs Uhr Abends an in Herrengesellschaft nicht anders denn im fälschlich so genannten Smoking und in Damengesellschaft nicht anders denn im Frack zu erscheinen. Diese Sitte beschränkte sich bisher ausschließlich auf die internationale vornehme Gesellschaft, also auf Hofleute, Diplomaten und die obersten Spitzen des Beamtenthums und des Offizierkorps, soweit ihr Beruf sie in ständiger Beziehung zu Hofkreisen erhält. Es hat ja auch einen vernünftigen Sinn, daß Menschen, deren Daseinszweck vornehmlich darin besteht, mit der Würde ihrer Person und dem Ansehen ihres Namens oder Amtes einen Hof zu schmücken und nach außenhin aristokratische Haltung, angeborenes Herrenthum vorbildlich in Erscheinung treten zu lassen, um allen möglichen Verstößen, kleinen Beschämungen, unfreiwilligen Lächerlichkeiten zu entgehen, sich selbst eine Kleiderordnung vorschreiben, nach der sie sich ebenso gewissenhaft richten wie nach dem höfischen Zeremoniell. Was der geschmackvolle Gentleman Europas, König Eduard VII., zu tragen beliebte, das galt in der ganzen aristokratischen Herrenwelt als Gesetz, und von ihm schreibt sich jetzt die in der ganzen europäisirten Welt herrschende Vorschrift her, daß der „Gent" Vormittags im Sakkoanzug von gleichem Stoff, allenfalls mit farbig sich abhebender Weste, vom Lunch bis zur Hauptmahlzeit im dunkeln „Cutaway" mit hellerem gemustertem Beinkleid, vom Diner an jedoch unter allen Umständen schwarz, und zwar in kleinem Kreise oder in Herrengesellschaft im "full dress jacket" mit schwarzer Halsbinde, in größerer Gesellschaft im Frack mit weißer Halsbinde und heller Weste zu erscheinen habe.

Wie gesagt, für Leute, die tagtäglich und ausschließlich in gut angezogener Gesellschaft verkehren und die nöthige Zeit zu dreimaligem (wenn sie dazu einen Sport treiben, also noch öfterem) Umkleiden zur Verfügung haben, ist es sehr angenehm, sich niemals über die der Gelegenheit angemessene Kleidung den Kopf zerbrechen zu müssen. Auch der dümmste Kammerdiener wird jene Vorschriften sofort begreifen; wozu aber braucht der Mann der Mittelklasse, ja selbst der den oberen Zehntausend angehörige Kopfarbeiter großen Stils, der Bankier, Fabrikant, Kaufmann, dessen Zeit doch mit sehr viel wichtigeren Dingen ausgefüllt zu sein pflegt, sich dreimal täglich umzuziehen? Es ist noch nicht allzulange her, daß man in Deutschland eine Frau, die sich drei- bis viermal täglich umkleidete, als Modenärrin mit Spott überschüttete — und heute giebt es sogar unter den Männern ernster Arbeit viele, die sich lieber auf einer großen Dummheit als mit Röllchen oder in vorschriftswidrigem Anzug ertappen lassen. Selbst die akademische Jugend, ehedem so stolz auf ihre kecke Ungebundenheit, hält heute, wenigstens soweit sie den als feudal geltenden Verbindungen angehört, streng auf Innehaltung der Eduardischen Kleiderordnung und, was vielleicht noch verwunderlicher ist, sogar der Künstler und der junge Dichter wagen sich kaum mehr jenem Gebot zu entziehen.

Ich glaube, es wäre falsch, dieses allgemeine Sichducken der Männerwelt vor der Etikette der englischen Gentry allein aus der schon lange andauernden Vorherrschaft der englischen Herrenmode oder der leidigen deutschen Nachäfferei alles Ausländischen zu erklären. Der Zug der Zeit geht dahin, geistige Bildung zum Allgemeingut zu machen. Wissenschaft und Kunst werden durch Verbilligung der Bücher und des Anschauungsmaterials in die breitesten Massen getragen, und der Luxus wird verpöbelt. Schon lange war es eine vorzugsweise deutsche Eigenthümlichkeit, daß unsre Industrie ihren Ruhm darin suchte, alle kostspieligen, eigenartigen Erzeugnisse des Kunsthandwerks und selbst der hohen Kunst baldmöglichst in minderwerthigem Material durch Massenfabrikation billig unter die Leute zu bringen. Was die wohlmeinenden Bemühungen vernünftiger Volkserzieher für die Bildung des Geschmacks und die Steigerung der geistigen Ansprüche erreichten, das wird durch das Massenangebot billiger Nachahmungen nur allzuleicht wieder verdorben. Es braucht nur eine starke und eigenartig künstlerische Leistung irgendwelcher Art bei den oberen Zehntausend Erfolg zu haben, und sofort wird sie durch eine fabrikmäßige beziehungsweise dilettantische Nachahmung unter die Massen geschleudert und dadurch entwerthet. In der Großstadt zumal, wo stets riesige Kapitalien im Fluß sind, sucht die Spekulation aus dem Affeninstinkt der großen Masse ihren Vortheil zu ziehen. Das krasseste Beispiel hierfür liefert das moderne Berlin. Man sehe sich einmal die dort jüngst entstandenen Prachtcafés, Lichtspieltempel, Bierpaläste und Weinkirchen an. Hat es irgendeinen vernünftigen Sinn, daß Marmor, Onyx, Malachit, echte Vergoldung, Kristall, Mahagoni, Polisander und was noch alles für seltene Hölzer, gewaltige Skulpturen in Stein und Holz, prunkvolle Malereien hervorragender Meister zum Schmucke von Räumlichkeiten aufgeboten werden müssen, in denen die Familie Piefke ihren Kaffee trinkt und Herr Schulze für 80 Pfennig sein Eisbein und Sauerkraut mit etlichen Seideln Bier hinunterspült? Warum muß man am Eingang irgendeiner „Flimmerkiste", die wie jede andre graue Schatten auf einem Stück weißer Leinwand zappeln läßt, von einem winzigen Boy in grellbunter Livree durch eine tiefe Verbeugung begrüßt werden? Warum muß einem von protzig galonirten Dienern in weißen Strümpfen, Schnallenschuhen und goldenen Fangschnüren Hut und Ueberrock abgenommen, das Programm überreicht werden? Warum muß man eine breite Marmortreppe, mit kostbarem Läuferstoff belegt, in einen Saal hinaufschreiten, der die Kapitelsäle berühmter Fürstenschlösser an Pracht überbietet, um für eine Mark Eintrittsgeld irgendeine Schauergeschichte im Köchinnengeschmack, triefend von Blut und Sentimentalität, oder eine harmlose, alberne Posse, mit Akrobatentricks aufgeputzt, vorgeführt zu bekommen? Warum in aller Welt muß man bei der Rückkehr ins „Vestibül", nachdem man über eine Stunde lang fast ununterbrochen Musik, sogar recht gut ausgeführte Musik, gehört hat, wiederum unter Musikbegleitung in seinen Mantel schlüpfen? Warum muß endlich, wenn ich nach dem Lichtspielgenuß noch in dem Pruntcafé des Erdgeschosses ein Pilsener trinken will, eine stark besetzte Kapelle mir ausgerechnet das Tristanvorspiel vorsetzen — und zwar, wohlgemerkt so korrekt, klangschön und feinfühlig, wie ich es nur von einem guten Konzertorchester verlangen darf? Alle diese Sensationen erlebt man zurzeit in dem neuen Lichtspieltempel am Potsdamer Bahnhof; und am Nollendorfplatz, in dem ehemals der ernsten Musik geweihten Mozartsaal, konnte man zur selben Zeit die schauderhaft sentimentale Kolportageromantik des verfilmten Victor Hugoschen Romans "Les Misérables" sehen und dazu eine von trefflichen Künstlern tadellos ausgeführte und höchst geschmackvoll zusammengestellte Musik genießen, die in ihrem Kunstwerth thurmhoch über der platten Rührseligkeit des Dramas auf der Leinwand stand.

Woher alle diese grotesken Mißverhältnisse zwischen Form und Inhalt, diese lächerlichen Stillosigkeiten, diese faustdicken Kulturlügen? Dem Piefke und Schulze verbeugt sich sonst kein Mensch bis auf die Erde, folglich fühlt er sich angenehm in seiner Eitelkeit gekitzelt, wenn der eigens dafür angestellte Boy solches thut. Und folglich bezahlt er für diese Verbeugung gern einige Nickel extra, wenn er auch sonst in dem Lichtspielpalast ungefähr dasselbe zu sehen bekommt wie in dem Kientopp in der Ackerstraße. Piefke, der sich einen Sperrsitz im Opernhaus nicht leisten kann, darf sich, wenn er nur für seine Schale Kaffee oder sein Spitzglas Bier zehn Pfennig mehr als anderswo bezahlt, auf Plüsch räkeln und sich die Perlen aus dem „Tristan" vorwerfen lassen. Er darf für seine zehn Pfennige „Färscht" spielen. Und die Kerle da oben, die absolvirten Konservatoristen, unter der Führung eines feingebildeten Kapellmeisters, werden dafür bezahlt, daß sie ihm die beste Musik der Welt aufspielen müssen, während er über den Marmortisch hinüber seinem Freunde Schulze saftige Witze oder tödliche Plattheiten zubrüllt.

„Das kann ich mir auch leisten," ist heutzutage die Devise sämmtlicher Protzen. Es giebt auf dem ganzen weiten Gebiete der Kultur kaum noch abgesonderte Bezirke, auf denen allein die Auserwählten Genuß und Erbauung suchen und finden dürften. Alle verlangen alles, und was sie nicht verlangen, das werfen ihnen die Schleuderer oder die Nachahmer auch unverlangt umsonst nach; denn sie leben vom Größenwahn des Pöbels, und darum füttern sie diesen Größenwahn auf jede erdenkliche Weise und verbeugen sich vor Piefke bis auf die Erde, wie jener kanariengelb livrirte Boy vor dem Lichtspielhause. Und während Piefke noch dabei ist, sich über die Bedeutung des Wortes „Gent", dem er jetzt so häufig in den Zeitungen begegnet, den Kopf zu zerbrechen, schmettert ihm die Reklametrompete des Kulturschleuderers bereits ins Ohr: Kaufe deine Kleider bei Cohn & Meyer, so bist du auch ein Gent; eine gedruckte Anweisung, was du zu jeder Tageszeit anzuziehen hast, bekommst du gratis mit. Willst du ein übriges thun, so halte deine Wurstfinger alle vierzehn Tage einer Maniküre hin. Jeder, der deinen äußeren Menschen in solcher Verfassung im Onyxsaale bei Trarbach oder in der schwarz polirten Mumienkiste im Rheingold trifft, wird dich alsdann für einen Gent halten — solange du den Mund nicht aufthust. Und wenn du sonst einen guten Affen abgiebst, so kannst du dir sogar die Redeweise des Gent aneignen. Beschränke thunlichst deinen Gesichtskreis auf Sport, ein wenig Politik, Theater und gesellschaftliche Ereignisse, bezähme deine Begeisterung und deine ehrlichen Leidenschaften, thue, als ob du alle Genüsse bereits ausgekostet, alle Weisheit überwunden hättest und, wenn du eine Meinung äußern mußt und nicht Geist genug besitzest, eine paradoxe Behauptung glänzend zu vertheidigen, so meine, was alle Welt meint. Die nach diesem Rezept zurechtgemachten „Gents" sind heute bereits billig wie Brombeeren. Daß das Bestreben, es, zumal in den Aeußerlichkeiten, einer bevorzugten, eng begrenzten Kaste gleichzuthun, aus dem leidenschaftlichen Vorwärts- und Aufwärtsdrängen des Gegenwartsmenschen zu erklären sei, möchte ich entschieden in Abrede stellen; es ist wohl nichts andres als eine leidige Begleiterscheinung des überstürzten Tempos der Entwicklung in diesen letzten Jahrzehnten. Es ist so leicht geworden, ohne Genie und ausdauernden Fleiß zu Vermögen und zu Ansehen zu kommen, nur durch Schlauheit und Fixigkeit, durch alle jene Eigenschaften, die der Amerikaner in dem Worte "smartness" zusammenfaßt. Das Emporkömmlingsthum hat mit seiner eitlen Vordringlichkeit einen betrüblich starken Einfluß auf das Wesen der modernen Gesellschaft bekommen, und schließlich ist auch der vierte Stand, der Lohnarbeiter, durch den Sozialismus aufgehetzt und in Neid und Größenwahn hineingetrieben worden. So drückt die schwere Masse der Millionen von unten auf die Hunderttausende und diese wiederum gegen die obersten Zehntausende; jeder will aus seinem Bezirk heraus in den nächsthöheren. Und wem das nicht vermöge seiner ungewöhnlichen Kräfte und Begabungen gelingt, der sucht wenigstens den äußeren Schein der höheren Kaste vorzutäuschen: der Proletarier spielt den Bourgeois, der Bourgeois den Gent. Und es ist nur eine natürliche Folge des allgemeinen Vorwärtsdrängelns und -taumelns, wenn einzelne verzweifelte Exemplare der Gentklasse, weil sie sich aus ihrem heiligen Bezirk verdrängt fühlen, das Besondere für sich in der Nachahmung des Serenissimusstiles suchen, und weil echtes fürstliches Wesen angeboren sein muß und keineswegs auffällig wirkt, so halten sich diese unglücklichen Verdrängelten an den Serenissimustyp der Witzblätter. Kulturaffen aber sind sie alle von der untersten bis zur obersten Stufe, sofern sie durch Nachahmung von Aeußerlichkeiten eine Täuschung über ihre innere Wesenheit beabsichtigen.

Es liegt mir fern, jener Art von deutscher Gemüthlichkeit das Wort zu reden, die sich in der Schlamperei der äußeren Gebarung kundthut. Jener immer noch vorhandene speckhafte deutsche Erzspießer, der sich auf dem Spaziergang an heißem Sommertage mählich entblättert, erst den Rock über den Stock hängt, dann die Weste aufknöpft, den Hosenbund lockert und endlich Kragen und Krawatte abthut und mittels einer Klammernadel vorn an der Weste befestigt, er ist mit Recht der Lächerlichkeit verfallen, ebenso wie der rücksichtslose Tourist, der in einem eleganten Alpenhotel mit Nagelschuhen, hohen Wollstrümpfen und Lodenjoppe an der Wirthstafel erscheint, mit Recht den Unwillen der gut angezogenen Gesellschaft erregt. Ich verstehe auch ganz wohl, daß sich ein gewisses feines Schamgefühl darin ausdrückt, wenn gerade Ausnahmemenschen sich bemühen, in ihrem Aeußeren nicht aufzufallen. Man darf es also geradezu einen Fortschritt der Gesittung nennen, wenn beispielsweise die Mehrzahl der Künstler es nicht mehr darauf anlegt, ihren Mitmenschen durch lange Haare, ausschweifende Halsbinden und sonstige Abnormitäten der Kleidung ihr Künstlerthum unter die Nase zu reiben, und es ist schließlich auch begreiflich, wenn gerade der geistige Arbeiter, für den die Sorge um Aeußerlichkeiten Zeitverschwendung bedeutet, sich einfach der Uniform des besseren Durchschnittseuropäers bedient. Was ich als Kulturaffenthum brandmarke, ist lediglich jene plumpe „Vortäuschung falscher Thatsachen", die heute in der gesammten Fortschrittswelt im Schwange ist. Wir sind doch — Gott sei Lob und Dank! — kein gestaltloses Völkergemisch, keine Demokratie, in welcher der Emporkömmling den Ton angiebt. Wenn man nach Amerika kommt, fällt einem die Gleichartigkeit der Gesichter und der Tracht bei der Männerwelt geradezu auf die Nerven; man glaubt unter lauter Schauspielern zu sein und freut sich über jeden Nigger und Chinesen als über die einzigen, die noch den Muth zu einer nationalen Visage haben. Ich war einfach beseligt, als ich nach mehrwöchigem Herumreisen im Lande zum erstenmal im Speisewagen eines Expreßzuges einem vornehmen alten Herrn mit schneeweißem Henriquatre begegnete; es war ein kanadischer Franzose, also ein Kanadier, der noch Amerikas glattrasirte Höflichkeit nicht kannte. Wir Deutschen, die wir doch jetzt wahrlich eine Ursache haben, auf unser Volksthum stolz zu sein, sollten doch endlich anfangen, unsre Verehrung für alles, was weit her ist, zu bekämpfen. Im Grunde genommen ist ja auch bei der heutigen Schnelligkeit des Weltverkehrs bald gar nichts mehr „weit her". Wir bilden uns so viel ein auf den Triumph der Vernunft in unsrer körperlichen Erziehung, in den Maßnahmen der persönlichen und öffentlichen Gesundheitspflege und schließlich auch auf unsre freilich noch junge Geschmackskultur. Nun also, wenden wir doch diese Vernunft oder diesen Geschmack zunächst einmal auf unsern äußeren Menschen an, ohne immer nach den höheren Ständen und den auswärtigen Vorbildern zu schielen. Gebärde und kleide sich jeder unauffällig nach dem guten Herkommen seines Standes, so wie es ihm in seinem Berufe am bequemsten und gesündesten ist, und vor allen Dingen, wie es seinem Eigenwuchs am besten zu Gesicht steht. Und lassen wir es endlich einmal unsern Stolz sein, wenn die Ausländer von uns sagen, man erkenne in uns auf den ersten Blick den Deutschen, nicht weil wir Röllchen zum Jägerhemd oder eine schwarze Halsbinde zum Frack trügen, sondern weil wir die Uniform verschmähten und jeder sein Eigengesicht durch eine Eigentracht geschmackvoll zur Geltung zu bringen wisse.

## Spiel in Berliner Clubs

Es kann nicht bestritten werden, daß Berlin in der Entwickelung seines Clubwesens erheblich hinter seinem grandiosen Aufschwung zurückgeblieben ist. Es war bisher nicht möglich, Clubs nach englischem oder internationalem Muster einzuführen. Wohl alle diese Versuche sind gescheitert, zerschellt an den Klippen der Vereinsmeierei oder gestrandet in den Untiefen des Spieles. So hat im Laufe der Zeit das Wort „Club" in Berlin einen etwas merkwürdigen Beigeschmack erhalten, und in den Anschauungen des großen Publikums wird sich der Begriff von Club und Spiel in einem Gedanken treffen.

Das ist allerdings recht bedauerlich und giebt auch ein falsches Bild vom Berliner Clubwesen, soweit es als solches überhaupt eine Existenzberechtigung hat. Die vornehmsten Clubs, der Union-Club, der Kaiserliche Automobil-Club und der Aero-Club, die sich die Pflege ganz besonderer Interessen — des Pferdesports, des Automobilismus und des Flugwesens — zur Aufgabe gestellt haben, sind über jeden Verdacht, dem Glücksspiel in nur irgend welcher Form dienlich zu sein, erhaben. Immer und immer wieder wurde vom hohen Spiel im Union-Club gefabelt, bis in einem der großen Spielerprozesse schließlich ein Mitglied des Vorstandes diesem Märchen durch eine eidliche Aussage ein Ende bereitete.

Diese großen Clubs und eine Reihe von Ressourcen und Vereinen, bei denen im Kreise der Mitglieder ein harmloses Spiel willkommene Unterhaltung bietet, haben eine solche gut wirthschaftliche Basis, daß sie nicht auf Einkünfte aus dem Spiele, auf das Kartengeld angewiesen sind. Das sind nämlich, so sonderbar es klingen mag, eine Anzahl von Clubs, die aus Fachverbänden sich gebildet haben und nun ihr Dasein nur mit der Einnahme aus den Kartengeldern aufrecht erhalten können. Der Fehler, der gemacht wurde, war der übertriebene, durch nichts berechtigte und erforderliche Luxus, der beim Miethen der Clubräume und bei deren Ausstattung sowie im Clubbetriebe selbst gemacht wurde und wird. Hier hat sich die Basis der Gründungsnothwendigkeit verschoben; aus dem Geselligkeitsverein, dem Heim für frohe Stunden von Berufsgenossen und Freunden, ist vielfach eine Vereinigung entstanden, die in allererster Linie dem Spiel, und dann erst anderen geselligen Zwecken dient.

„Ein Club ohne Spiel (d. h. ohne Kartengeld!) kann nicht leben!" heißt es zur Entschuldigung. Natürlich! Um zu leben, wie es beliebt wird, reichen die Jahresbeiträge der Mitglieder nicht aus. So manches einsichtsvolle Vorstandsmitglied hat sich entsetzt an den Kopf gefaßt, wenn es das hohe Spiel von Leuten gesehen hat, die weder durch Vermögen noch durch Einkommen zu solchen Sätzen berechtigt sind. Immer aber wird in diesen Kreisen das Spiel sich stets in Art und Höhe noch in gewissen Grenzen halten, denn schließlich ist der Club ja doch die Hauptsache und das Spiel nur eine bittere Nothwendigkeit. Hier wird der „Poker" immer dominiren, das Spiel, bei dem jeder einmal gewinnen kann — man muß es nur erleben, — im Gegensatz zu anderen Spielen, wo die Chancen der Bank immer größer sind als die der Pointeure. Diese Spiele herrschen in gewissen anderen Clubs, wo das Kartengeld der Zweck der Gründung ist; aus ihm wird der Betrieb bezahlt, das Essen für die besonderen Veranstaltungen — als da sind: Austern-Abend, Rebhuhndiner, Weihnachtsfeier, Bußtag-Five o'clock (Abends 9 Uhr) u. s. w. — geliefert und der Ueberschuß gezogen, der in manchen Zeiten gewissen Club-Gründern enorme Summen brachte. Diese 2, 3 und 5 Mark, die selbst beim Poker der Spieler zahlen muß, summiren sich zu ganz respektablen Summen, und wenn der Tisch bei dem "Chemin de fer" nur halbwegs gut besetzt ist, so kommt nach einigen Stunden ein hübsches Sümmchen heraus. Dazu muß man wissen, wie dauerhaft solch' eine Pokerpartie sein kann, und daß viele, viele Male der Schlitten von Mitternacht bis zum nächsten Mittag ununterbrochen um den Tisch seine Reise machte. Man hat berechnet, daß die Kartengeldumsätze der bekannten 12—15 Spielclubs rund 4 Millionen Mark betragen. Kein Wunder, daß nach Beendigung solcher Partie der Gewinner in den meisten Fällen nur die Clubkasse ist, aus der die Manager und Direktoren hohe Gehälter und Repräsentationsgelder — pro forma — beziehen. Diese Clubs tauchen kometenhaft auf und verschwinden nach kurzer Dauer im räthselhaften Dunkel, oft sehr plötzlich. Dann kommt das bewußte neue Schild an's Hausthor, ein andere Name erscheint, Einladungen werden in alle Winde geschickt und die Freude beginnt von neuem; der Spieler ist ja so abergläubisch und denkt im neuen Club neues Glück zu finden.

Dieser Art von Clubs ist man in letzter Zeit stark zu Leibe gegangen, aber es hat sich keine gesetzliche Handhabe zu einer Bestrafung finden lassen. Die Clubs sind ordnungsgemäß gemeldet, und ein gewerbsmäßiges Glücksspiel ist nicht nachweisbar.

Man hat in diesen Clubs ganz sonderbare Gründungen erlebt; so war der „Jagdclub . . . .", der eine Jagd von über 30,000 Morgen gepachtet hatte, die im östlichsten Ostpreußen lag und die nie ein Mitglied betrat, während im Berliner Clublokal allnächtlich die Jagd nach dem Glück im vollen Gange war. Die größte Sache aber sollte der „Travellers-Club" werden, der vor einigen Jahren am Königsplatz aufgemacht wurde. Man hatte allererste Namen gewonnen, ein wundervolles Programm mit großen ethischen, völkernähernden Zwecken und Zielen versandt, ein glänzendes Eröffnungsfest gegeben, ein Huldigungstelegramm dem Kaiser gesandt und — und doch war nach wenigen Wochen alle Herrlichkeit zu Ende, denn der einzige reelle Zweck war das Spiel, und neben den Leuten von gutem Namen standen im Hintergrunde Männer, die ihren Namen besser verschwiegen, aber die eigentlichen Unternehmer waren. Es gab einen ganz gewaltigen Krach, als diese Gründung aufflog, das mit Recht, denn mit solcher Unverfrorenheit hatte sich bisher noch niemand an die guten Kreise Berlins herangewagt.

In letzter Zeit wurde mehrfach von der Aufhebung von Rouletteclubs berichtet. Das sind nun ganz andere Verhältnisse. Hier haben einzelne Bankhalter für eigene Rechnung Tripots aufgemacht und die Roulette gedreht. Man spielte in Privatwohnungen am Nachmittag, bald hier, bald dort. Der Kreis der Theilnehmer war fast stets derselbe, so daß man am Vormittag telephonisch den Versammlungsort vom Nachmittag ansagen konnte. Lange ging die Herrlichkeit nicht, und daran war schuld, daß man Damen zum Spiel heranzog. Die verehrten Damen spielen sehr gern; Roulette ist so bequem — unbequem ist nur das Verlieren. Sehr peinlich wirkt es, wenn das monatliche Wirthschaftsgeld bereits am fünften flöten geht. Und das war an der Tagesordnung. Die Damen konnten den Verlust schweigend nicht ertragen: So oder so erfuhr die Kriminal-Polizei davon, die mehrere Male im Nebel der Nacht die Nester aushob und schließlich, als immer wieder ein neues Lokal gefunden wurde, die Bankhalter einfach wegen gewerbsmäßigen Glücksspiels festnahm und dem Richter zuführte. Damit sind diese gefährlichen — weil fast jedem zugänglichen — Spielhöllen vorderhand beseitigt. Noch eines sei erwähnt: in allen diesen Clubs, selbst in den kleinen Tripots, wird ehrlich gespielt, streng nach der Regel, dafür sorgen schon die vielen Spieler, die man als fast gewerbsmäßige bezeichnen muß — der Nebenberuf ist oft recht schwer nachweisbar. Eine Unregelmäßigkeit, eine Unkorrektheit wird nicht geduldet, das Damoklesschwert des polizeilichen Einschreitens hängt drohend über dem runden Tisch. Kommt der seltene Fall vor, daß sich Falschspieler im Club bethätigen, dann wird es bald gemerkt und der Skandal ist da. Jahre sind bereits vergangen, seit die Herren Szulka und Hertz in einem Berliner Club mit gezinkten Karten arbeiteten. Herr Szulka hat den höchsten Einsatz, sein Leben, bezahlt; Hertz aber hat sich mit freiem Geleite dem Berliner Gerichte gestellt und will beweisen, daß Szulka allein der Held der Zinken war und daß er schweres Geld im Club gelassen hat.

### Der Söhne Verzweiflung.

Aus Petersburg wird geschrieben: Im vorigen Jahre wurden die Söhne des Reichsrathsmitgliedes Denissow, die Studenten Nikolai und Ilja Denissow, gegen den Unterrichtsminister Casso in einem Petersburger Restaurant thätlich, weil dieser mit ihrer Mutter Beziehungen unterhielt. Die Geschichte rief große Aufregung hervor, aber Casso blieb Minister, und man glaubte, es werde Gras über die Sache wachsen. Am 7. Februar erschien im Reichsrath Detektivchef Filippow, bat Denissow heraus und theilte ihm mit, daß seine Söhne Selbstmord begehen wollten und diese Absicht bereits in zahlreichen Briefen ihren Bekannten mitteilten. Denissow fuhr sofort nach Hause und traf seinen Sohn Nikolai an, der ihm bestätigte, daß er aus verschiedenen Gründen, vor allem aber wegen des Lebenswandels der Mutter, nicht mehr leben könne. Der Vater stellte ihm vor, daß die Mutter bereits ihr Benehmen bereut habe und alles wieder gut werde. Nikolai ließ sich aber nicht umstimmen, ging während des Gesprächs ins Nebenzimmer und schoß sich eine Kugel in die Brust. Er wurde ins Hospital gebracht, starb aber nach kurzer Zeit. Es verlautet noch, daß er im letzten Gespräch seinem Vater erklärt habe, er sei mit dem Entschlusse des Vaters, sich mit der Mutter auszusöhnen, nicht einverstanden. Als der Vater erwiderte, sein Entschluß sei unabänderlich, stürzte der Sohn mit den Worten „Nun dann gut" ins Nebenzimmer und erschoß sich. Der zweite Sohn, Ilja, hat erklärt, es sei seine Pflicht, dem Bruder zu folgen. Frau Denissow befindet sich in einer Heilanstalt und weiß noch nichts von dem Selbstmord ihres Sohnes.

### Boshaft.

„Ja, ich habe bei der Armee gedient, habe sogar einen Krieg mitgemacht . . . ich habe England geholfen, den Burenkrieg zu gewinnen."

„Was Sie nicht sagen! Auf welcher Seite haben Sie gekämpft?"

### Wiedergeben macht Freude.

„Sehen Sie die hübsche junge Dame da drüben? Die hat mich vorhin für ihren Bruder gehalten und mir einen Kuß gegeben."

„Und was haben Sie daraufhin gethan?"

„Da der Kuß nicht für mich bestimmt war, habe ich ihn — als ehrlicher Mensch ihr zurückgegeben."